Christopher Wimmer

Marginalisierung und eine lebensweltliche Klassenanalyse

Reproduktion und Umgangsweisen der marginalisierten Klasse in Deutschland

Marginalization and a daily life class analysis

Zusammenfassung
Der Beitrag untersucht die Reproduktion und Umgangsweisen mit einer gesellschaftlich marginalisierten Position durch die Akteure selbst und nähert sich diesen empirisch über qualitative Lebenslaufinterviews. Zunächst spezifiziert der Artikel einen Klassenbegriff für eine subjektorientierte Sozialstrukturanalyse im Anschluss an Karl Marx, Pierre Bourdieu und E.P. Thompson, um damit eine Klassendefinition für die Klasse der Marginalisierten zu erlangen. Die empirische Basis bilden zehn Interviews mit marginalisierten Personen aus der BRD, die mit der dokumentarischen Methode ausgewertet wurden. Damit konnten verschiedene Stationen der Reproduktion von Marginalisierung im Lebensverlauf nachgezeichnet werden. Darüber hinaus wurden wesentliche Unterschiede im konkreten Umgang mit der Marginalisierung beschrieben, die den Klassenbegriff weiter herausfordern.

Schlagwörter: subjektorientierte Sozialstrukturanalyse; Klassengesellschaft; Dokumentarische Methode; Marginalisierung

Abstract
The paper examines the reproduction and ways of dealing with a socially marginalizes position by the actors themselves and approaches this empirically through qualitative résumé interviews. First, the article specifies a class concept for a subject-orientated social structure analysis following Karl Marx, Pierre Bourdieu and E.P. Thompson to gain a class definition for the marginalized class. The empirical basis consists of ten interviews with marginalized people in Germany which were evaluated with the documentary method ("Dokumentarische Methode"). Thereby different stages of reproduction of marginalized life in the course of life could be traced. In addition, significant differences in the specific coping with the marginalized situation have been described with challenges the class concept furthermore.

Keywords: Subject-oriented social structure analysis; Class society; Documentary Method; Marginalization

1 Einleitung

In den letzten Jahren rückten in der Soziologie vermehrt Debatten um die neuen Unterschichten (Friedrich-Ebert-Stiftung 2006), sowie Fragen von Abstiegsängsten (Nachtwey 2016) und (Re-)Prekarisierung der Arbeiter_innenklasse (Lindner 2008) in den Fokus. Debatten um die Überflüssigen (Bude/Willisch 2007; Bude

 https://doi.org/10.3224/zqf.v19i1-2.17

2008), die Zukurzgekommenen (Dahrendorf 2000) und das untere Drittel der Zweidrittelgesellschaft (Glotz 1984; s.a. Herkommer 1999; Kronauer 2002; Kahrs 2013) werden aktuell von einer wachsenden Anzahl von Armutsstudien (vgl. Butterwegge 2016; Cremer 2016; Fratzscher 2016; Schneider 2016) ergänzt.

Innerhalb der Sozialstrukturanalyse gewinnen dabei subjektorientierte Ansätze mehr und mehr an Bedeutung (Sachweh 2009, 2013; Hirseland/Lobato 2014). Diesen Ansätzen gelingt es, Akteure in ihren eigenen Äußerungen ernst zu nehmen (vgl. Celikates 2009) und dies als Ausgangspunkt für soziologische Forschung zu betrachten. In diesem Aufsatz möchte ich diesem Anspruch folgen – erweitert wird er durch den Fokus auf die Rekonstruktion lebensweltlicher Formen des Umgangs mit Ausgrenzung und gesellschaftlicher Marginalisierung.

Durch diese Ergänzung einer Klassenanalyse um den lebensweltlichen Faktor ergibt sich auch ein veränderter methodischer Zugang: Empirisch stütze ich mich auf zehn biographische Lebenslaufinterviews, die im Rahmen des Projekts *Reproduktion sozialer Ungleichheit in Deutschland* (Rehbein u.a. 2015) zwischen 2009 und 2015 erhoben wurden. Der Fokus soll auf der untersten der sozialen Klassen, die das Forscher_innenteam um Rehbein in der derzeitigen Bundesrepublik gefunden hat, liegen: den Marginalisierten. Es soll zum einen darum gehen, wie die Befragten vor dem Hintergrund ihres Lebensverlaufs ihre Klassenposition reproduzieren und zum anderen, wie sie mit ihrer Lage unterschiedlich umgehen.

Dafür gehe ich wie folgt vor: Abschnitt 2 legt die klassentheoretischen Grundannahmen dar; Abschnitt 3 widmet sich dem Sample, dem methodischen Vorgehen und rekonstruiert erste Ergebnisse zu den Marginalisierten. Die gewählte Methode ist dabei eng mit dem subjektzentrierten Klassenbegriff verzahnt. Abschnitt 4 interpretiert mit Hilfe der qualitativen Interviews die Reproduktion der marginalisierten Lage im Lebensverlauf und Abschnitt 5 beschreibt die verschiedenen Umgangsweisen der Befragten mit ihrer sozialen Lage. Das Fazit fasst die Grundüberlegungen zusammen und beschreibt einige Herausforderungen für den Klassenbegriff.

2 Ein subjektorientierter Klassenbegriff

Wenn in diesem Aufsatz die Rede von der Klasse der Marginalisierten ist, sind zuerst einige theoretische Überlegungen vonnöten. Dass in der Soziologie zu Beginn des 21. Jahrhunderts überhaupt noch von Klasse(n) gesprochen wird, ist dabei keine Selbstverständlichkeit.

2.1 Klassenfraktionen im Anschluss an Marx

Den Ausgangspunkt für eine Diskussion um den Klassenbegriff bildet Karl Marx. Auch wenn er selbst in seinem Werk keine einheitliche Definition der Klasse gegeben hat (vgl. Mauke 1970; Ritsert 1988), ermöglicht er doch eine Grundlage für die weitere Beschäftigung mit dem Begriff. Grundsätzlich unterscheiden sich Klassen bei Marx nach ihrer ökonomischen Stellung innerhalb einer historischen Produktionsweise sowie nach den Praktiken ihrer politischen und gesellschaftlichen Kämpfe. Gerade in seinen politischen Schriften bietet Marx einen dezidiert konkreten

Klassenbegriff an, der für eine subjektorientierte Sozialstrukturanalyse nutzbar gemacht werden kann, da er sich verstärkt auf die praktischen Handlungen der Klassenakteure richtet (vgl. Marx 1960[1850], S. 9ff.; Marx 1960a[1852], S. 111ff.). Dort schärft Marx den Blick für die subjektiven Formen, in denen sich das jeweilige Interesse der Klassen und Klassenfraktionen äußert und das sich nicht monokausal aus der ökonomischen Grundlage ableiten lässt. Klasse ist somit mehr als die Stellung einzelner Gruppen im gesellschaftlichen Produktionsprozess.

Bereits im *Manifest der kommunistischen Partei* von 1848 (Marx/Engels 1977 [1848], S. 459ff.) werden dahingehend soziokulturelle Identitäten *innerhalb* der Arbeiter_innenklasse beschrieben, aus denen sich verschiedene Handlungsstrategien entwickeln (vgl. ebd., S. 487f.): Die klassenkämpferische und bewusste Fraktion des Proletariats; die kleinbürgerlichen Arbeiter_innen, die versuchen, die derzeitigen Zustände zu erhalten und schlussendlich das Lumpenproletariat. Jener Teil, der nicht nur periodisch, sondern dauerhaft keine Arbeit mehr finden kann und damit auch aus allen Strukturierungen der Gesellschaft herausfällt. Sie haben laut Marx kein Bewusstsein ihrer Lage und können damit ihr eigenes Interesse nicht artikulieren und neigen zu reaktionärem und kriminellen Verhalten (vgl. ebd.).

Im Werk von Marx verschränkt sich die strukturelle Klassenanalyse mit den konkreten Handlungsstrategien der Akteure. In der Rezeptionsgeschichte wird die „subjektive“ und „objektive Formel“ (Korsch 1967, S. 137) jedoch meist unzureichend vermittelt. Dies führt zu unterschiedlichen Konzeptionen, wie man die Handlungsmacht der (Arbeiter_innen-)Klasse beurteilt: Ergibt sie sich einfach substantiell auf Grundlage der Stellung im Produktionsprozess oder braucht es verbindende Erfahrungen des gemeinsamen Lernens und Kämpfens? Hierauf gründen sich dann auch Diskussionen um den vermeintlichen Marx'schen Begriff der „Klasse an sich“ und „Klasse für sich“. Michael Vester (Vester 2013, S. 136f.) hat jedoch nachgewiesen, dass diese Formulierungen im Marx'schen Gesamtwerk überhaupt nicht vorkommen. Marx wählt anstelle der ihm unterstellten „substanzialistischen (…) ein relationale Formulierung“ (ebd.). Da die Klassen nicht durch angebliche Wesensmerkmale, sondern ausschließlich in ihrem Verhältnis zueinander bestimmt werden, ist Klasse bereits in der Theorie von Marx „selbstredend eine relationale Kategorie“ (Postone 2003, S. 483).

2.2 Klasse als Traditionslinie bei Bourdieu und Thompson

Es waren vor allem Pierre Bourdieu und Edward Palmer Thompson, die diese relationale und praxeologische Klassenanalyse von Marx aufnahmen und weiterführten. Sie können dabei helfen, einen erneuerten Klassenbegriff fassbar zu machen. Beide tragen der gewachsenen Rolle der symbolischen Dimension der Herrschaft Rechnung. Daraus ergibt sich für eine Klassenanalyse, dass die symbolischen Formen der Klassenkämpfe eine ebenso große Rolle spielen, wie die materielle Verteilungsfrage. Diese Erweiterung richtet sich gegen eine Klassenanalyse, die Klassen in der Gesellschaft als objektiv gegeben betrachtet. Bourdieu geht den umgekehrten Weg. Für ihn sind Klassen *a priori* nicht existent. Vorgängig gibt es den sozialen Raum (vgl. Bourdieu 1997b, S. 106). Positionen, die Akteure dort einnehmen, werden bestimmt durch ihre Ausstattung mit Kapital. Neben das ökonomische Kapital treten bei Bourdieu noch das kulturelle, soziale und symbolische Kapital (Bourdieu 1983). Der soziale Raum wird in erster Linie durch das ökono-

mische und kulturelle Kapital aufgespannt. Klassen(fraktionen) werden durch die Kombination der unterschiedlichen Kapitalien bestimmt. Dadurch lässt sich dieser Raum sozialer Positionen erstens vertikal nach Kapitalvolumen (hoch, mittel, niedrig) und zweitens horizontal nach Verteilung der Kapitalarten (v.a. ökonomisch vs. kulturell) gliedern. Je näher Akteure im sozialen Raum zusammenliegen, desto wahrscheinlicher gehören sie der gleichen Klasse an. Bourdieu findet auf dieser Grundlage drei Hauptklassen (welche sich nach Kapitalvolumen unterscheiden): die herrschende Klasse, die Mittelklasse und die unteren Volksklassen[1] sowie Kapitalfraktionen, die sich innerhalb der Klassen nach Kapitalstruktur unterscheiden wie z.B. das Besitzbürgertum und das Bildungsbürgertum (vgl. ebd., S. 733f.).

Die Ausstattung mit verschiedenen Kapitalien bestimmt die klassenspezifischen Habitusformen. Der Habitus ist zwar individueller Bestandteil eines Körpers, er wird jedoch gesellschaftlich und kollektiv durch seine klassenspezifische Wiederholung und Einübung. Hierfür prägt Bourdieu den Begriff des Klassenhabitus (vgl. Bourdieu 1976; 1987; 1987a). Dieser äußert sich vorreflexiv im Denken, Fühlen und Wahrnehmen über so unterschiedliche Dinge wie Essensvorlieben, Kleiderwahl, Musikgeschmack oder Wohnungsgestaltung – all dies ist klassenmäßig geprägt und in die Körper eingelassen. Damit entledigt sich Bourdieu in gewisser Weise der Suche nach einem Klassenbewusstsein von Marx. Nicht eine Bewusstseinskategorie führt zur Reproduktion der Klasse, sondern der Habitus als Ausdruck der Klassenlage, der eher einem kollektiven Klassen*un*bewusstsein entspricht (vgl. Eder 1989, S. 16f; Eder 2013).

Weniger beachtet, aber von entscheidender Bedeutung für diesen Aufsatz, ist die Zeitdimension in der Bourdieu'schen Klassenanalyse. Neben das Kapitalvolumen und die Kapitalausstattung tritt noch die zeitliche Entwicklung des Volumens, welche die Laufbahn der Akteure bestimmt (vgl. Bourdieu 1974, S. 48). Durch die Zeitdimension wird der soziale Raum ebenso ein Raum der Wege, welchen die Akteure in ihrem Lebenslauf zurücklegen. Gerade dieser dritte Aspekt ermöglicht es, Klassenanalyse an die Entwicklungstendenzen der Gesellschaft zu koppeln. Bourdieu beschreibt die geschichtliche Permanenz und den Wandel der Klassen mit Hilfe des Konzepts der Laufbahnklassen (Bourdieu 1987, S. 187-193). Die zentrale These hier ist, dass die Zuweisung der Akteure zu ihrer sozialen Position durch die Herkunft stärker ist, als die (handlungstheoretisch betonten) Freiheiten und Möglichkeiten. Begründet wird dies durch den *Hysteresiseffekt des Habitus*. Damit meint Bourdieu, dass die Dispositionen der Akteure im Lebensverlauf konstant bleiben. Dies auch noch, wenn sich der gesellschaftliche Rahmen der Akteure längst geändert hat. Inkorporierte Verhaltensweisen, Einstellungen und Werte sind durch die Einschreibungen des Habitus träger als die schneller möglichen Wandel der äußeren Umgebung.

Diesen Gedanken der Reproduktion von Klassen nimmt Thompson (1987) auf, bezieht ihn aber stärker auf Traditionen, Erfahrungen und Denkformen der Akteure. Daraus werden die Klassenverhältnisse abgeleitet (vgl. Groh 1980, S. 15). Bei Thompson entsteht die Klasse nicht lediglich als Produkt der kapitalistischen Ausbeutung, sondern ist an ihrer Entstehung selbst beteiligt:

> „Die Arbeiterklasse wurde nicht nur geschaffen, sie war zugleich ihr eigener Schöpfer" (Thompson 1987, S. 209).

Das heißt, dass erst die Praktiken und Erfahrungen der Akteure in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen sie als Klasse konstituieren. Durch diesen Bruch mit dem aristotelischen Denken – ähnlich wie bei Bourdieu – wird deutlich,

dass die Klasse nicht einfach als Substanz vorhanden ist: Erst in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen entstehen die Klassen als Klassen in Abgrenzung zu anderen. Der Klassenkampf geht somit den Klassen voraus und nicht umgekehrt (Thompson 1980a, S. 267; 1980b, S. 158). Dadurch ist Klasse nichts statisches und gegebenes, sondern etwas, das sich unter Menschen, in ihren Beziehungen, abspielt und das ohne die Kategorie der Erfahrung nicht gedacht werden kann:

> „Indem Menschen ihre eigene Geschichte leben, definieren sie *Klasse*, und dies ist letzten Endes die einzige Definition" (Thompson 1987, S. 10).

Klasse kann somit verstanden werden als habitualisierte Traditionslinie, die unter konkreten sozioökonomischen Bedingungen entstanden ist, durch diese aber nicht endgültig determiniert wird. Der hier gewählte Fokus auf die subjektive Seite ist dabei kein Selbstzweck, sondern soll die Möglichkeit eröffnen, konkrete Erfahrungen und Äußerungen von Akteuren in den Blick zu nehmen und diese als Ausdruck der Klassenstellung zu verstehen: Klasse wird erlernt und im alltäglichen Handeln, Denken und Wahrnehmen reproduziert.

3 Methodisches Vorgehen und die Marginalisierten

Wenn ein solch subjektorientierter Klassenbegriff zugrunde gelegt wird, ändert sich auch die Methode der Klassenanalyse. Diese beschränkt sich üblicherweise auf quantitative Forschung und kommt meist dann an ein Ende, wenn gezeigt worden ist, wie viel Prozent der Bevölkerung einer (wie auch immer benannten) Klasse zugehören. Häufig bleiben diese Analysen bei dem stehen, was Bourdieu „Klassen auf dem Papier" (Bourdieu 1998, S. 23) genannt hat. Methodisch verfolgt dieser Aufsatz ein anderes Ziel und möchte lebensweltliche Ausprägungen und Umgangsweisen mit der Klassengesellschaft beschreiben. Dementsprechend stütze ich mich auf qualitative Daten. Eher als quantitative Erhebungen erlauben diese, die Bedeutungssysteme, Selbstwahrnehmungen und Motivationslagen der Befragten einzubeziehen. Die empirische Basis bilden Interviews aus dem Projekt von Rehbein u.a. (2015). Die Forscher_innengruppe konnte zwischen 2009 und 2015 rund 300 teilnarrative, biographische Leitfadeninterviews von 30 bis 120 Minuten Dauer führen. Die Interviews bestanden aus einem erzählenden Teil, in dem die Befragten zu den Themenbereichen Herkunftsfamilie, Kindheit und Schulzeit, Ausbildung, Partnerschaft, Berufsleben und aktueller Alltag sowie Zukunftsvorstellungen frei reden konnten und einem abschließenden Teil, in dem geschlossene Fragen gestellt wurden oder auch auf einem Interviewbogen beantworten werden konnten sowie soziodemographischen Merkmalen. Aus diesem Pool wurde vom Forschungsteam ein repräsentatives Sample von 61 Interviews erstellt. Aus diesem Corpus habe ich zehn marginalisierte Befragte ausgewählt.

Grundlage für die Auswahl war in Anlehnung an Rehbein u.a. die Trennlinie der *Würde der Arbeit* (vgl. Rehbein u.a. 2015, S. 43): Arbeit schafft Identität und Sinn für die Akteure und vermittelt damit die Klassenlage (vgl. ebd., S. 45f.). Schier unüberwindbare gesellschaftliche Trennlinien lassen sich darin finden, ob Arbeit als Ausdruck von Würde, Notwendigkeit oder Expressivität verstanden wird – oder ob Menschen wegen ihres hohen Kapitalbesitzes von Arbeit komplett befreit sind. Klasse endet dort, wo diese drei Trennlinien der Arbeit nicht überwunden werden

können. Auf dieser Grundlage werden vier Klassen analysiert, die die derzeitige bundesrepublikanische Gesellschaft prägen (vgl. ebd., S. 43ff.): Die Enthobenen, die Etablierten, die Kämpfer_innen sowie die Marginalisierten. Tabelle 1 verdeutlicht diese Klassengliederung:

Tab. 1: Vier soziale Klassen in der Bundesrepublik

Klassen	**Trennlinie der Arbeit**
	Befreit von Lohnarbeit
Enthobenen	
	Trennlinie der Expressivität
Etablierten	
	Trennlinie der Notwendigkeit
Kämpfer_innen	
	Trennlinie der Würde
Marginalisieren	

Quelle: Eigene Darstellung, vgl. Rehbein u.a. 2015, S. 32

Die quantitativen Untersuchungen von Rehbein u.a. beziffern die Marginalisierten auf rund 15 Prozent der Bevölkerung der Bundesrepublik. Die Klasse besitzt wenig Gesamtkapital und wird vom Rest der Gesellschaft als faul und ungeeignet für Arbeit klassifiziert. Dabei ist gerade dies – eine Arbeitsstelle – der größte Wunsch der Marginalisierten (vgl. ebd., S. 55). Mit ihrem Selbstbild, Müll und Aussatz der Gesellschaft zu sein, korrespondiert die *Trennlinie der Würde*, unterhalb derer sie sich befinden. Entweder sind sie arbeitslos oder verrichten Arbeit, die gesellschaftlich als würdelos angesehen wird. Während sich Rehbein u.a. zentral auf objektive Bedingungen wie Haushaltseinkommen, Bildungsniveau oder Migrationsgeschichte gestützt haben, soll nun eine genauere Untersuchung der subjektiven Seite und des Umgangs der Marginalisieren mit ihrer Situation im Zentrum stehen.

Die Interviews wurden in Anlehnung an die dokumentarische Methode (vgl. Bohnsack 2007; Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2001; Nohl 2006; Weller 2005) ausgewertet. Das auf Karl Mannheim (1964) zurückgehende Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung wurde in den 1980er Jahren von Ralf Bohnsack auch in Auseinandersetzung mit Bourdieu (vgl. Meuser 1999, 2007) zu einer eigenen Methode ausgebaut. Es geht Bohnsack darum, implizites Wissen vor dem Hintergrund der klassen- und milieuspezifischen Lage zu analysieren. Der wörtliche Sinngehalt dient als Ausgangspunkt und als Orientierungsschema. Interessant ist aber das zugrunde liegende Wissen. Ziel ist es, den dokumentarischen, impliziten Sinngehalt aufzudecken: es geht nicht nur um einen Analyse dessen *was* gesagt wird, sondern *wie* es gesagt wird (Bohnsack 2003, S. 64ff., S. 173ff; Mannheim 1980, S. 88ff.).

Die Methode räumt darüber hinaus vor allem der Typenbildung (vgl. Bohnsack 2007) eine maßgebliche Bedeutung ein. Typiken entstehen dann, wenn in bestimmten Bereichen ein homologer Orientierungsrahmen gefunden werden konnte, der auf Gemeinsamkeiten verweisen könnte. Diese verschiedenen Rahmen und Wahrnehmungen machen es dann möglich, zu Vergleichen und Unterscheidungen innerhalb aber vor allem auch zwischen den Fällen zu gelangen. Unterschieden bei der Typenbildung wird zwischen zwei Stufen, der *sinngenetischen* und der *soziogenetischen* Typenbildung (ebd.). Erstere bezieht sich auf die Rekonstruktion spezifischer kollektiver Orientierungsrahmen im Fallvergleich (vgl. Nentwig-Gesemann 2007; Bohnsack 2007, 2010). Sie entspricht einer themenbezogenen fallvergleichenden Abstraktion. Dies ist zentral für die Beschreibung der unterschiedlichen

Umgangsweisen der Befragten mit ihrer marginalisierten Position. Die *soziogenetische Typenbildung* bezieht sich daran anschließend auf „die Frage nach demjenigen Erfahrungsraum bzw. derjenigen Erfahrungsdimension, der diese Orientierung zuzurechnen ist bzw. genauer: innerhalb derer ihre (Sozio)-Genese zu suchen ist“ (Bohnsack 2007, S. 245; s.a. Amling/Hoffmann 2013; Mannheim 1978).

Diese Typenbildung – und allgemeiner, die Untersuchung konkreter Akteure und ihrer Praktiken – ermöglicht es, eine Innenansicht auf die Produktion und Reproduktion von sozialen Klassen zu bekommen. Dadurch wird die klassische Sozialstrukturanalyse um einen entscheidenden Aspekt ergänzt. Der Anspruch ist es, Einzelfälle als kristallisierte Formen von allgemeineren Zügen zu begreifen. Lebenslaufanalyse und Klassenanalyse gehen somit einher. Tabelle 2 gibt einen Überblick über den Interviewcode, den (anonymisierten) Namen, sowie über die wichtigsten sozialstrukturellen Daten der Befragten:

Tab. 2: Interviewpartner_innen

Interviewcode	Name	Geschlecht	Alter	Höchster Abschluss	Beruf
2013AA1	Anna Arthur	w	35	Abitur	Arbeitslos
2013AA3	Bettina Bauer	w	33	Abitur	Arbeitslos
2013AA4	Carl Cortis	m	50	10. Klasse	Arbeitslos
2013CH8	Gerda Grün	w	38	Berufsschule (Schweden)	Arbeitslos
2013ES2	Erich Ehlers	m	59	10. Klasse (DDR)	Gebäudereiniger
2013ES3	Frieda Frei	w	24	Realschule	Arbeitslos
2013ES4	Manfred Mischek	m	55	Sonderschule (DDR)	Zeitungsverkäufer
2013ES6	Heidi Hartung	w	31	Hauptschule	Arbeitslos
2013ES10	Kevin Kleinschläger	m	34	Realschule	Arbeitslos
RV1	Ludwig Lerther	m	49	10. Klasse (DDR)	Zeitungsverkäufer

Quelle: Eigene Darstellung

Die dokumentarische Methode, die sich auf den impliziten Sinngehalt der Befragten bezieht, ist somit eng verzahnt mit einem subjektorientierten Klassenbegriff und kann lebensweltliche Ergebnisse erzielen – narrative Interviews können somit dokumentarisch ausgewertet werden (vgl. Nohl 2005, 2006). Es geht dabei nicht darum, statistische Repräsentativität zu erlangen und verallgemeinerbare Aussagen zu produzieren, sondern möglichst viele Ausprägungen eines Phänomens mitzudenken und dadurch Repräsentanz zu ermöglichen.

4 Stationen der Reproduktion der Klassenlage

Bei der Analyse von Lebensläufen muss immer das Bedürfnis der Akteure, die eigene Biographie als geschlossene und sinnvolle Geschichte zu erzählen, reflektiert werden (vgl. Schütz/Luckmann 1979, S. 85f.; Bourdieu 1990). Aus jeweils aktueller Perspektive werden in Biographien frühere Handlungen in eine innere Logik gebracht. Wenn im Folgenden versucht wird, einzelne Stationen im Lebenslauf zu rekonstruieren und diese als Ausdruck der Reproduktion der Klassenlage zu verstehen, ist es wichtig, sich dieser Kritik an einer vermeintlichen Ganzheitlichkeit von Biographien zu erinnern.

4.1 Herkunftsfamilie und erste Erfahrungen

Eine erste Einsicht in die Binnendifferenzierung der Marginalisierten kann die Beschreibung der familiären Situation der Befragten bieten: Bis auf zwei Ausnahmen (AA; 1,16; FF; 1,18f.)[2] sind die Eltern der Befragten allesamt einfache Lohnarbeiter_innen. Es gibt Bäckereiverkäuferinnen (Gerda Grün), Lieferanten (Carl Cortis), Hilfsarbeiterinnen (Erich Ehlers), Köchinnen sowie Schichtarbeiter (Manfred Mischek). In dieser Vielzahl von einfachen Tätigkeiten finden wir nur bei zwei Befragten (Gerda Grün, Carl Cortis) die Mutter als Hausfrau. In allen anderen Fällen waren auch die Mütter in einem Lohnarbeitsverhältnis. Dies kann auf die ökonomische Notwendigkeit in den Familien verweisen, um mithilfe des Einsatzes der eigenen (billigen) Ware Arbeitskraft die materielle Reproduktion sicherzustellen. Die Arbeit der Eltern der Befragten benötigt meist keine besonders hohen Qualifikationen und erhöht dadurch die Wahrscheinlichkeit der Austauschbarkeit. Heidi Hartung beschreibt diesen Wechsel der Arbeitsstellen ihrer Eltern, die mal dies und mal jenes gemacht haben:

> „Vater war mal Friedhofsgärtner. Meine Mutter hat mal in ner Reinigung gearbeitet (…) aber das hat sie halt auch ähm so gemacht dann mal bei alten Damen putzen gegangen“ (HH; 1,10f.).

Die Eltern haben dabei immer „mehrere Sachen gemacht“ (GG; 5,162). Ein Bewusstsein als (gelernte) Arbeiter_innen sprechen die Befragten ihren Eltern nicht zu: Sie ‚waren‘ nicht Arbeiter_innen, sondern haben „in ’ner Getränkefirma *als* [eigene Hervorhebung] Lieferant’ gearbeitet (BB; 2,51). Die Verwendung des Wortes *als* lässt darauf schließen, dass durch die häufigen Wechsel keine Identifikation mit dem Beruf als Identität entstehen konnte. Stolz durch und auf die Arbeit scheint etwas zu sein, dass den Befragten durch die Eltern nicht vermittelt wurde.

Die Ausnahmen aus diesem Bild sind Anna Arthur und Frieda Frei. Ihre Eltern waren Komponist und Organistin bzw. Chorleiterin (vgl. AA; 1,16) sowie „gelernter Informatiker (…) und (…) gelernte Hauswirtschafterin“ (FF; 1,18f.). Man hatte eine Wohnung mit eigenem Garten (vgl. FF; 6,200ff.). Auch in der Erzählung, wie über die Berufe gesprochen wird, machen diese beiden Befragten einen Unterschied. Zusammen mit Gerda Grün beschreiben sie die Berufe ausführlicher. Der Vater von Frieda Frei habe „richtig Programme [geschrieben und] Lehrgänge“ (FF; 1,20f.) gemacht. Hier wird eher eine Identität mit der Arbeit konstruiert, indem konkrete Arbeitsinhalte und -tätigkeiten beschrieben werden. Dass dies in der Erzählung Folgen für den eigenen Lebensweg hat, beschreibt Anna Arthur, die in den musischen Berufen ihrer Eltern die Grundlage für ihr eigenes musikalisches Talent erkennt (AA; 1,17). Diese Unterscheidung zwischen Arbeit als Notwendigkeit, die keine Identifikation stiftet, sowie Arbeit als ausfüllende Tätigkeit wird später nochmals Bedeutung erlangen.

4.2 Erziehung, Schule und Ausbildung

An ihre eigene Erziehung scheinen die Befragten keine großen Erwartungen gelegt zu haben und sie nicht als Station zur Ausbildung einer eigenen Subjektivität zu sehen. Sie setzen viel materieller an:

„Aber ich bin so aufgewachsen, dass ich nicht hungern musste, ich hatte immer saubere Sachen“ (KK; 1,12).

Einen ebensolchen Gradmesser legt Manfred Mischek an seine Erziehung an. Sie war „normal eigentlich. Bin kein Straftäter, kein Gewalttäter, bleibe ich auch“ (MM; 1,16). Erziehung wird hier nicht als etwas positives angesehen, sondern als Grundlage für das weitere normierte Leben. Subjektiv wird normal dabei als Teil der bürgerlichen Rechtsordnung und damit als Gesellschaftsmitglied gedeutet. Aus Fremdperspektive bedeutet normal jedoch auch weiterhin, marginalisiert zu leben. Die Vermittlung von *besonderen* Werten, Einstellungen oder gar (Zukunfts-) Hoffnungen durch die Eltern wird hier nirgends angesprochen. Ähnlich wird dies von weiteren Befragten beschrieben (vgl. BB; 1,31; HH; 1,31; LL; 4,125).

Die schulische Ausbildung der Befragten erscheint auf den ersten Blick hingegen durchaus divers: Wir finden Befragte mit Sonderschulabschluss wie Manfred Mischek bis hin zu Anna Arthur und Bettina Bauer mit einer Hochschulreife, keine Berufsausbildung wie bei Heidi Hartung bis zum Facharbeiter (Erich Ehlers). Trotzdem kann Bildung und Ausbildung (und v.a. auch die Einstellung dazu) als eine weitere Station auf dem Weg der Reproduktion von Marginalisierung im Lebensverlauf gesehen werden. Das sozialdemokratische Ideal vom ‚Aufstieg durch Bildung‘ (Scholz 2003) wird von keinem der Befragten angesprochen – ebenso wenig ein bürgerliches Ideal von der Schule als Ort der ‚Charakterbildung‘ (Buber 2005). In den meisten Fällen beschreiben die Befragten ihre Schullaufbahn als etwas, dass sie passiv erfahren haben: „es is’ einfach so die Zeit dahin gegangen“ (AA; 3,82f.; s.a. BB; 2,65). Die Schule selbst wird hier als bedeutungslose Stufe im Lebensverlauf beschrieben (vgl. Nachtwey 2016, S. 154). Die Befragten sammeln kein kulturelles Kapital an. Gestärkt wird diese Aussage durch die beiden Befragten mit Abitur Anna Arthur und Bettina Bauer. Deren Elternhäuser zeichnen sich durch Stabilität und abgesichertes ökonomisches Kapital aus. Möglicherweise ergibt sich aber ein Mangel an ausreichendem kulturellem Kapital: Trotz Abitur hat niemand der Befragten studiert – niemand der Befragten mit Abitur erwähnt, dass es diese Möglichkeiten überhaupt gegeben hätte. Der finale Schritt zur Wissenschaft wurde nicht gewagt – es folgte je eine Lehre zur Bürokauffrau (AA; 4,130ff; BB; 3,86ff.).

Die Ausbildungsberufe werden analog zur Schulbildung als praktische Notwendigkeit beschrieben. Es herrscht die Vorstellung ‚Hauptsache man hat was‘ vor (vgl. EE; 4,129). Besondere Erwartungen werden von den meisten Befragten hier nicht mit dem Erlernen von Berufen verbunden (vgl. MM; 2,64ff. BB; 3,90ff.).

4.3 Anspruch und Wirklichkeit der Arbeitssituation

Aktuell arbeitet keine_r der Befragten in dem Beruf, den sie jeweils gelernt haben. Ebenso findet man häufige Unterbrechungen und Wechsel der Tätigkeit (vgl. EE; 4,116ff.; GG; 7,236ff.; HH; 5,162ff; KK; 7,216ff; MM; 2,71). Dies deutet auf eine prekäre berufliche Situation hin. Da die Unterbrechungen und Wechsel der Tätigkeiten nicht selbst gewählt sind, zeigt dies die Austauschbarkeit der Personen aufgrund ihrer geringen Qualifikation. Diese steht zudem für geringe Aufstiegschancen – die Berufssituation der Eltern kann hier als Blaupause dienen.

Mit dieser Unsicherheit geht jedoch ein Festhalten der Befragten an der Idee von Lohnarbeit im Rahmen des Normalarbeitsverhältnis (Mückenberger 1985) als normativem Ordnungsrahmen einher. In den Interviews zeigt sich jedoch, dass

dieses Ziel für die Befragten sehr unwahrscheinlich und unrealistisch ist. Für Gerda Grün ist dabei klar, dass man „ja schnell ausgegrenzt [wird], wenn man keine [Lohnarbeit; C.W.] hat“ (GG; 41,1424f.). Erwerbsarbeit wird als gesellschaftlicher Integrationsmodus wahrgenommen und führt bei allen Befragten ohne Lohnarbeit zu dem Bedürfnis, eine Arbeitsstelle zu bekommen (vgl. CC; 10,324; s.a. BB; 5,155). Besonders deutlich wird dieser Fokus auf Arbeit bei Erich Ehlers. Mehrfach betont er fast wortgleich, wie wichtig es sei, Arbeit zu haben: „Ick sag immer, Hauptsache, man hat Arbeit.“ (EE; 4,129). Die unhinterfragte Bedeutung jeglicher Lohnarbeit wird hieraus deutlich ersichtlich. Der Arbeit wird als pures Mittel angesehen. Was die Befragten hier eint, ist ein instrumentelles Verhältnis zur Lohnarbeit, wie es sich bereits in der Schule und der Ausbildung finden ließ. Es geht in erster Linie darum, irgendeinen Job zu finden und Geld zu verdienen. Worin der Wert der Lohnarbeit besteht, wird in den Interviews nicht immer deutlich. Dass Arbeit jedoch einen hohen Stellenwert hat, ist normalisiert und muss in unserer lohnsarbeitszentrierten Gesellschaft nicht näher erläutert werden. Bei Gerda Grün gilt: Nur wer auch arbeitet, wird als Mitglied in die Gesellschaft integriert (vgl. GG; 29;1004ff.; 41,1424ff.).

Auch wenn die Orientierung an der Erwerbsarbeit bei den Befragten ungebrochen hoch ist, sollten wir auch die Kehrseite der Lohnarbeit betrachten: Die Arbeitslosigkeit (vgl. Nachtwey 2016, S. 121). Eine gemeinsame Erfahrung von sieben der zehn Befragten ist ihre aktuelle Arbeitslosigkeit. Alle Befragten haben darüber hinaus bereits Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit gemacht. In kapitalistischen Gesellschaften ist fehlende Arbeit ein zentraler Aspekt gesellschaftlicher Desintegration (vgl. Bourdieu 1997a, S. 144). Besonders deutlich wird dies bei Carl Cortis. Er beginnt das Interview völlig unvermittelt mit der Aussage, arbeitssuchend zu sein: „Ja ich bin jetzt fast 50 und auf Arbeitssuche“ (CC; 1,6). Dadurch wird seiner gesamten Erzählung die Bedeutung von Lohnarbeit vorangestellt und das Interview steht scheinbar unter diesem Zeichen. Nach dem Verlust des Arbeitsplatzes, den Carl Cortis über mehrere Jahrzehnte hatte, der seinem (Erwerbs)Leben Stabilität verliehen und seine Biographie nachhaltig geprägt hat, findet er nun keinen Zugang mehr zum Arbeitsmarkt (vgl. ebd. 5,150ff.).

5 Verschiedene Umgangsformen mit der marginalisierten Position

Diese biographischen Stationen, welche die Befragten durchlaufen und in den Interviews reflektieren, zeigen vor allem bezogen auf Bildung und Lohnarbeit Ähnlichkeiten. Beim konkreten Umgang mit ihrer gesellschaftlichen Stellung weisen die Befragten jedoch deutliche Unterschiede auf. Es lassen sich idealtypisch drei sinngenetische Typen im Sinne der Dokumentarischen Methode finden. Tabelle 3 beschreibt diese:

Tab. 3: Idealtypische Umgangsweisen

Umgangsweisen	**Befragte**
Aktives Handeln	Anna Arthur, Gerda Grün, Frieda Frei, Kevin Kleinschläger
Streben nach Normalität	Bettina Bauer, Carl Cortis, Erich Ehlers
Pures Überleben	Manfred Mischek, Heidi Hartung, Ludwig Lerther

Quelle: Eigene Darstellung

5.1 Aktives Handeln

Die erste Typik zeichnet sich durch einen aktiven Umgang mit der marginalisierten Situation aus. Dies kann sich einerseits im aktiven Handeln in der eigenen Situation niederschlagen (Anna Arthur, Gerda Grün, Frieda Frei, Kevin Kleinschläger) oder andererseits in der Reflexion der eigenen Situation (Kevin Kleinschläger). Unterstützend wirken dabei zivilgesellschaftliche Infrastrukturen und soziale Netzwerke.

Alle vier Befragten dieser Untergruppe wollen nicht die Abhängigkeit von staatlicher Unterstützung in den Fokus stellen, vielmehr suchen sie nach Bereichen, in denen sie sich als handelndes und selbstbestimmtes Subjekt verstehen können. Für die Befragten gibt es „Möglichkeiten ohne Ende, man muss nur wissen wo“ (GG; 8,248f.). Die bestehende Verbindung zu staatlicher Unterstützung wird dabei nicht als Abhängigkeit gedeutet: subjektiv verstehen sie sich als autonom, wohingegen sie objektiv von sozialstaatlichen Transferleistungen abhängig sind. Das beste Beispiel hierfür ist Frieda Frei. Sie generiert ihren Lebensunterhalt durch Betteln. Dies ist eine gesellschaftlich diskreditierte Tätigkeit, die eher als Notsituation im Leben denn als übliche Lebensphase verstanden wird. Von Frieda Frei selbst wird das Betteln jedoch wie eine Lohnarbeit beschrieben und dadurch sowohl umgedeutet als auch normalisiert. Von ihrer Wohnung bei Berlin fährt sie jeden Tag morgens „um 8.30 Uhr“ (FF; 13,439) in die Stadt, um zu betteln, fährt früh abends wieder zurück, macht noch Einkäufe und Besorgungen und will abends „ein bisschen im Garten sitzen, die Sonne genießen“ (ebd. 14,461). Das Betteln wird in einen regulären Arbeitstag umgedeutet und der Abend zuhause wird zum offiziellen „Feierabend“ (ebd. 10,324). Sie wertet ihre marginalisierte Situation auf und normalisiert sie in ihrer Darstellung doppelt: Einmal sucht sie durch die regelmäßigen Arbeitszeiten Anschluss an gesellschaftliche Normen. Zudem stellt sie ihre Situation als alltägliche und geregelte Normalität dar – die sie selbst gestaltet. Die Situation ist keine Notlage oder ein Übergang, der aktiv überwunden werden müsste. Die materiellen Schwierigkeiten werden bei Gerda Grün angesprochen. Sie beschreibt, wie sie selbst kocht, schränkt ihre Möglichkeiten jedoch selbst schnell ein:

> „Wir machen Eintöpfe, koch ich auch alles selber (...), ich muss jetzt nicht jeden Tag hier frischen Salat auf dem Tisch haben oder frische Möhren (...), je nachdem wie wie die Geldbörse stimmt“ (GG; 43,1512ff.).

Auch sie geht aktiv mit der alltäglichen materiellen Armut um. Kleidung für sich und ihre Kinder holt sie generell auf dem Flohmarkt oder im Spendenhaus:

> „ich bin mir auch nicht zu schade, Second-Hand-Sachen zu nehmen und gerade bei Kindern, die verbrauchen sowieso sehr schnell und dann gehe ich auf Flohmarkt oder gehe ich zum Spendenwarenhaus und was. Das ist mir eigentlich egal. Wie gesagt, ich als Per-

son, bin nicht weniger würdig oder hab nicht weniger Selbstvertrauen oder so“ (ebd. 8,251ff.).

Anders als bei Anna Arthur und Frieda Frei ist Gerda Grün der gesellschaftlichen Abwertung ihres Handelns bewusst. Sie erwähnt hier konkret die Kategorie der *Würde*. Sie selbst sieht sich aber nicht als würdelos. Möglicherweise findet sie in ihrer Haltung Bestätigung durch regelmäßigen Kontakt mit den Menschen in und um das Spendenhaus, dem für sie somit soziale Bedeutung zukommt:

„dann gehe ich meist vormittags einkaufen oder gehe ich am Spendenhaus da vorbei, nicht nur, weil ich was suchen möchte auch mal mit den Leuten quatschen, auch dieses Zwischenmenschliche einfach nur den Kontakt“ (ebd. 31,1083ff.).

In Gerda Grüns Beschreibung werden soziales und kulturelles Kapital als Aspekte angesprochen, die sie sich in ihrer materiell schlechten Situation aneignet und möglicherweise zu ihrer Kompensation beitragen. Sozialkapital durch Beziehung und Freundschaften sind auch für Kevin Kleinschläger eine Grundlage, um aktiv gestalten zu können: Seine Partnerin konnte ihm während der Alkoholkrankheit helfen (vgl. KK; 5,157f.) und seine Freund_innen (vgl. ebd. 6,203ff) bilden für ihn ein sicheres Umfeld.

5.2 Streben nach Normalität

Die zweite Untergruppe, bestehend aus Bettina Bauer, Carl Cortis und Erich Ehlers zeichnet sich durch ein unbedingtes Streben nach Normalität aus. Dies drückt sich in den Wünschen nach gesellschaftlicher Integration durch Erwerbsarbeit (Bettina Bauer, Carl Cortis, Erich Ehlers) und nicht auffalten zu wollen (Bettina Bauer) aus.

‚Normal‘ ist das Adjektiv, dass bei Carl Cortis im Interview am häufigsten vorkommt. Er verwendet es für verschiedene Bereiche. Seine Erziehung (vgl. CC; 3,94), seine Schule und Ausbildung (vgl. ebd. 4,105), seine Essgewohnheiten (vgl. ebd. 11,401): all dies ist normal. Würde er in den Urlaub fahren und hätte er eine Beziehung: es sollte normal sein (vgl. ebd. 6,175/189). Daraus resultiert dann auch ein „normales Leben, normaler Lebensstandard“ (ebd. 184). Wichtig ist es hier, gesellschaftliche Regelungen nicht zu hinterfragen und nicht aufzufallen. Dieser Aspekt wird deutlich bei Bettina Bauer angesprochen. Sie beschreibt sich selbst als: „Eigentlich ziemlich unauffällig. Mein Ding durchgezogen und mehr war da eigentlich nicht“ (BB; 2,65). Dabei äußern sich die Normalisierungsbestrebungen und -strategien innerhalb eines gesetzten Rahmens. Die Normalität in der Marginalisierung wird vor allem über den Faktor Lohnarbeit vermittelt. Für alle Befragten dieser Untergruppe bildet sie den zentralen Referenzrahmen. Über Arbeit wird Normalität konstruiert. Wer arbeitet, ist normal, produktiv und diszipliniert (Foucault 1976): Carl Cortis, der seine ganze ‚normale‘ Existenz um Arbeit aufgebaut hat (vgl. CC; 1,12) und nun arbeitslos geworden ist, will diese Normalität wieder durch Arbeit herstellen. Sogar die Frage nach dem guten Leben beantwortet er mit: „Naja, wie ich schon immer gesagt hab’. Bloß ’nen Job finden.“ (CC; 10,324).

Auch bei Bettina Bauer zieht sich die Beschreibung der Normalität durch das gesamte Interview: Die Kindheit war „normal. Alles so wie es sein soll“ (BB; 2,38). Die Erziehung war ebenso „ganz normal irgendwie“ (ebd. 2,40). Interessant hierbei ist die Perspektive, aus der Bettina Bauer über sich berichtet. Sie spricht selten in der Ich-Perspektive, sondern verwendet an mehreren Stellen ein unpersön-

liches „man“ (BB 1,27; 3,82,92f.; 4,125f.; 6,176). Mit dieser Selbstobjektivierung geht aber auf der anderen Seite auch ein Bedürfnis nach gesellschaftlicher Integration einher, dass Bettina Bauer in ihrer Arbeit als Kauffrau gefunden hat (ebd. 6,174ff). Die Entscheidung für diese Stelle versucht sie rückblickend als selbstgewählt zu beschreiben:

> „Hab' zwar immer früher gesagt: Nein, im Büro wirst du mich nie finden. Aber irgendwie hatte ich dann mal durch'n Praktikum Einblick bekommen und dann dachte ich: Ja das macht Spaß. Weil man dann eben doch mit Kunden zu tun hat, oder eben auch mal nicht. Das ist so 'ne gute Mischung halt, was man da hat“ (BB; 3,90ff.).

Im Zitat kommt allerdings zum Vorschein, dass sie sich zuerst mit einem solchen Job nicht identifizieren konnte und sie „nie“ etwas in der Art machen wollte. Da sie aber nun diesen Beruf hat, will sie ihn auch. Für sich selbst belegt sie ihren Job mit Werten und rechtfertigt dies vor sich selbst.

Erich Ehlers folgt der gesellschaftlichen Norm, produktiv zu sein und hat „natürlich eine Arbeit“ (EE; 4,114). An anderer Stelle spricht er an, wie er sich gesellschaftlichen Normen und Bedingungen unterordnet und diese sowohl anerkannt als auch erfüllt: „Dann kam der berühmte Satz, Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Daran habe ich mich auch gehalten“ (EE; 2,68f.). Das Einfügen in diesen Rahmen hat dann auch „wunderbar geklappt“ (ebd. 3,71). Normalität wird bei Erich Ehlers durch Nicht-Einmischen und Streitvermeidung erzielt. Andere werden nicht kritisiert oder beurteilt: „Also, ist mir egal [wie andere leben; C.W.], ich leb mein Leben“ (EE; 6,192) – im Rahmen der Normalität und Natürlichkeit gesellschaftlicher Verhältnisse.

5.3 Pures Überleben

Für die dritte Typik, verkörpert durch Manfred Mischek, Heidi Hartung und Ludwig Lerther, steht das pure Überleben im Zentrum des Umgangs mit ihrer marginalisierten Position. Selbst Normalität erscheint als Luxus und pure Notwendigkeit bestimmt hier den Alltag.

Bei Heidi Hartung wird dies überaus deutlich. Die Frage nach der Wahrnehmung ihrer gesellschaftlichen Position beantwortet sie folgendermaßen:

> „Sehr schlecht. Ich hab viele Schulden, ich bin in der Insolvenz. Ja, und ich sitze hier und bettele, um mir wenigstens mein, wenigstens mein Brot zu finanzieren“ (HH; 7,221f.).

Die Befragten dieser Untergruppe haben keinerlei ökonomisches Kapital als Reserve, das sie nutzen könnten. Neben die schlechte materielle Ausstattung tritt auch noch ein Mangel an sozialem oder kulturellen Kapital. Ludwig Lerther benennt dies auch konkret. Aufgrund seines Alters, seiner Ausbildung, seiner Gesundheit und seines sozialen Umfelds ist für ihn „finito, [da] gehört man zum alten Eisen sozusagen oder zum Müll, wie auch immer“ (LL; 1,16f.). Er hat keinerlei Aspirationen mehr für die Zukunft – sowohl bezogen auf die Lohnarbeit, als auch auf das gesamte Leben. Die Selbstbezeichnung als altes Eisen oder Müll macht deutlich, dass er sich selbst nur noch als Ding wahrnimmt und nicht über sein Leben bestimmen kann. Bei Manfred Mischek findet sich nahezu wortgleich die Selbstbezeichnung als „Schrott“ (MM; 3,103). Auch er nimmt das eigene Leben und die eigene Geschichte heteronom war. Ludwig Lerther bringt die Umgangsweise der Untergruppe dann auch – namensgebenden – auf den Punkt:

> „Bei mir ist es so, eigentlich wie bei jedem anderen, der zu den unteren sozialen Schichten gehört ähm man versucht zu überleben. Das ist, weil, jetzt in der momentanen gesellschaftlichen Situation, die sich ja noch weiter verschlimmert oder verschlimmern wird, kann man nur versuchen zu überleben. Irgendwann ist dann n Punkt ähm dann existiert äh oder man vegetiert eigentlich nur noch, weil äh jetzt existiert und lebt n bisschen noch. Aber irgendwann geht's nicht mehr, weißte. Dann ist das Ende der Fahnenstange erreicht. Dann ist wirklich die unterste Stufe erreicht" (LL; 8,266f.).

Bei Ludwig Lerther und Manfred Mischek geht die Umgangsweise des banalen Überlebens mit der Internalisierung der gesellschaftlichen Abwertung dieser Klassenposition einher. Hier unterscheiden sie sich deutlich von anderen Umgangsweisen, da dort diese Abwertung so nicht zu finden ist.

6 Herausforderungen für den Klassenbegriff

Ziel dieser Arbeit war es, die Reproduktion und Wahrnehmung der Klassengesellschaft aus einer lebensweltlichen Perspektive durch die marginalisierten Akteure selbst zu beschreiben. In der Arbeit wurden konkrete Lebensgeschichten dargestellt, die von vielfachen Problemen und Benachteiligungen geprägt sind. Neben den Gemeinsamkeiten bezogen auf die Stationen des Lebenslaufs wurden auch sinngenetische Unterschiede herausgearbeitet. Abschnitt 4 fokussierte sich dabei auf die unterschiedlichen Verarbeitungsweisen mit der Klassenlage. Die Hinweise, die in der Interpretation gegeben wurden, müssen soziogenetisch weiter überprüft werden. Die Frage, ob die Soziogenese der drei Umgangsweisen nicht in der Herkunftsfamilie, der Erfahrung der Ausbildung und im Beruf, sondern in anderen Erfahrungsdimensionen bzw. deren Kombination zu finden ist, bedarf dabei weiterer Forschung.

Die Typiken, die sich in der Analyse herausgeschält haben, validieren mit verschiedenen Forschungen. Bei Vester u.a. (2001, S. 278ff.) findet man die Unterteilung der unteren Volksklassen in Statusorientierte, Resignierte und Unangepasste, Dörre u.a. (2013, S. 134ff.) sprechen von den neuen Unterschichten und teilen diese in Als-Ob-, Um-jeden-Preis- und Nicht-Arbeiter_innen auf. Rehbein und Souza (2014, S. 142) unterscheiden die Marginalisierten in Strebende, Resignierte und Rebellierende. In allen Untersuchungen gibt es eine dezidiert handlungsorientierte, aktive Gruppe sowie eine Gruppe, die aus allen Strukturierungen der Gesellschaft herausgefallen ist. In gewisser Weise kommt in dieser Diskussion auch Marx' Dreiteilung der Arbeiter_innenklasse wieder zum Vorschein. Für ihn waren die Gruppen der Klasse eine „*genau unterschiedene Masse*" (Marx 1960 [1850], S. 26), mithin nicht nur jeweils eine Untergruppe, sondern Gruppen *per se*. Diese Homogenität der verschiedenen Forschungen weist jedoch über sie hinaus, da sie konkret auf das Konzept der Laufbahnklassen bei Bourdieu bezogen werden kann: Zwar gibt es seit Marx' Zeiten vielfältige Veränderungen der sozioökonomischen Struktur sowie des Kapitalvolumens und der -ausstattung der Akteure. Diese Umstellung von Kapitalsorten und Berufsfeldern beruht jedoch nicht auf einer Durchlässigkeit der Klassen (vgl. Bourdieu 1981, S. 207f.). Die Beständigkeit der verschiedenen Typiken spricht für eine Stabilität der Klassenstruktur und bestätigt Bourdieus Argument. Zwar können die „Kinder von Landwirten oder Arbeitern etwa (…) mittlere Angestellte oder Akademiker" (Nachtwey 2016, S. 157)

werden, dies ist jedoch mehr Ausdruck des Strukturwandels und nicht eines sozialen Aufstiegs. Mit Michael Vester gehe ich daher von einer „‚longue duree' historischer Klassenidentitäten" (Vester 2009, S. 7f.) aus. Wenn – wie hier geschehen – Klasse als Traditionslinie, die vermittelt über die Familie und den Lebenslauf, verstanden wird, handelt es sich bei den Unterschieden somit vielleicht sogar um eigene Klassenfraktionen innerhalb der Klasse, die über bloße verschiedene Umgangsweisen hinausgehen. Die These dahinter lautet, dass diese verschiedenen Formen mehr sind als Copingstrategien (Elder 1974). Vielmehr sind sie tief in die Sozialstruktur und Geschichte eingeschrieben. Man könnte es sich graphisch so vorstellen: Neben den horizontalen Klassengrenzen, die sich im Anschluss an Rehbein u.a. (2015) durch das Ende der sozialen Mobilität auszeichnen, gibt es vertikal darüber liegende Erfahrungs- und Traditionslinien, die diese Grenze überschreiten. Diese Erfahrungs- und Traditionslinien drücken sich beispielsweise in Teilen in unterschiedlichen Umgangsformen mit der eigenen Position aus. Möglicherweise finden sich in benachbarten Klassen ähnliche Umgangsweisen die auf Traditionslinien und ähnlicher Kapitalausstattung beruhen. Tabelle 4 versucht, diesen Gedankengang zu veranschaulichen:

Tab. 4: Klasse und Traditionslinie

Klasse	**Klassenfraktionen**				
Enthobene					
Etablierte					
Kämpfer_innen	Proletariat	Klein-bürger			(Marx)
	trad. Ar-beiter_innen				(Vester)
	Als-Ob	Um-jeden-Preis			(Dörre)
Marginalisierte			Lumpen proletariat		(Marx)
	Als-Ob	Um-jeden-Preis	Nicht-Arbeiter		(Dörre)
		Statusorientiert	Resigniert	Unangepasst	(Vester)
	Aktivität	**Normalität**	**Überleben**		(Wimmer)
	Strebend		Resigniert	Rebellierend	(Rehbein/Souza)

Quelle: eigene Darstellung

Die Untersuchungen von Marx (1972[1869]), Vester u.a. (2001) und Dörre u.a. (2013) zeigen, dass auch in der (klassischen) Arbeiter_innenklasse unterschiedliche Umgangsweisen zu finden sind. Mit abnehmender Intensität können diese möglicherweise auch bis in die Mittelklassen verfolgt werden. Sicherlich wird sich ‚banales Überleben' auf die Marginalisierten beschränken. Eine Tradition, die sich auf den Verzicht auf Lohnarbeit bezieht, wird sich nur bei den Enthobenen finden. Es kann jedoch vermutet werden, dass die Umgangsformen auf der einen Seite als Ausdruck der Klassenlage verstanden werden können, auf der anderen diese aber auch überschreiten und daher nicht alleinig auf sie rückführbar sind.

Anmerkungen

1 In seinem Spätwerk Das Elend der Welt (Bourdieu 1997a) legt Bourdieu das erste mal ausführlich den Fokus auf die unteren Klassen. In Die feinen Unterschiede werden diese nur kurz skizziert (Bourdieu 1987, S. 585ff.). Im Elend der Welt geht es vor allem darum, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse durch die Volksklassen als Zwang erlebt werden und wie sich dies im Habitus fest setzt. Trotz dieser Äußerungen fehlt in Bourdieus Werk, so Michael Vester „eine umfassende Untersuchung der Volksklassen" (Vester 2013, S. 155; s.a. Rehbein 2006, S. 185f.)

2 Die Zitierweise entspricht „Interviewnummer (HH); Seite, Zeile".

Literatur

Amling, S./Hoffmann, N. (2013): Die soziogenetische Typenbildung in der Diskussion. In: ZQF, 2–2013, S. 179–198.

Bohnsack, R. (2003): Rekonstruktive Sozialforschung. Berlin. https://doi.org/10.1007/978-3-322-89614-8

Bohnsack, R. (2007): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Opladen, S. 225–253.

Bohnsack, R. (2010): Die Mehrdimensionalität der Typenbildung und ihre Aspekthaftigkeit. In: Ecarius, J./Schäffer, B. (Hrsg.): Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. Opladen/Farmington Hills, S. 47–72.

Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I,/Nohl, A.-M. (Hrsg.) (2001): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Forschung. Opladen.

Bourdieu, P. (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M.

Bourdieu, P. (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt a.M.

Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen, S. 183–198.

Bourdieu, P. (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.

Bourdieu, P. (1987a): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.

Bourdieu, P. (1990): Die biographische Illusion. In: BIOS, 3. Jg., S. 75–81.

Bourdieu, P. (1997a): Das Elend der Welt. Konstanz.

Bourdieu, P. (1997b): Der Tote packt den Lebenden. Schriften zu Politik & Kultur 2. Hamburg.

Bourdieu, P. (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a.M.

Buber, M. (2005): Reden über Erziehung. Gütersloh.

Bude, H. (2008): Die Ausgeschlossenen. Berlin.

Bude, H./Willisch, A. (2007): Exklusion. Die Debatte über die Überflüssigen. Frankfurt a.M.

Butterwegge, C. (2016): Armut in einem reichen Land. Frankfurt a.M.

Celikates, R. (2009): Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie. Frankfurt a.M.

Cremer, G. (2016): Armut in Deutschland: Wer ist arm? Was läuft schief? Wie können wir handeln? München.

Dahrendorf, R. (2000): Die globale Klasse und die neue Ungleichheit. In: Merkur, 54. Jg., H. 619, S. 1057–1068.

Dörre, K./Scherschel, K./Booth, M./Haubner, T./Marquardsen, K./Schierhorn, K. (2013): Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierenden Arbeitsmarktpolitik. Frankfurt a.M.

Eder, K. (1989): Klassentheorie als Gesellschaftstheorie. In: Eder, K.. (Hrsg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt a. M., S. 15–34.

Eder, K. (2013): Der Klassenhabitus in Abgrenzung zum Klassenbewusstsein bei Karl Marx. In: Lenger, A./Schneickert, C./Schumacher, F. (Hrsg.): Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Wiesbaden, S. 57–73. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18669-6_3

Elder, G. (1974): Children of the Great Depression. Chicago.

Foucault, M. (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M.

Fratzscher, M, (2016): Verteilungskampf: Warum Deutschland immer ungleicher wird. München.

Friedrich-Ebert-Stiftung (2006): Gesellschaft im Reformprozess. http://www.fes.de/aktuell/documents/061017_Gesellschaft_im_Reformprozess_komplett.pdf (24. August 2017)

Glotz, P. (1984): Die Arbeit der Zuspitzung. Über die Organisation einer regierungsfähigen Linken. Berlin.

Groh, D. (1980): Zur Einführung. In: Thompson, E. P.: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt a.M., S. 5–28.

Herkommer, S. (1999): Deklassiert, ausgeschlossen, chancenlos – die Überzähligen im globalisierten Kapitalismus. In: Herkommer, S. (Hrsg.): Soziale Ausgrenzung. Hamburg, S. 7–34.

Hirseland, A./Lobato, P. P. (2014): ‚Die wollen ja ein bestimmtes Bild vermitteln.‘ Zur Neupositionierung von Hilfeempfängern im aktivierenden Sozialstaat. In: SWS-Rundschau, 54. Jg., H. 2, S. 181–200.

Kahrs, H. (2013): Transformation des deutschen Sozialstaates und die Rückkehr der ‚gefährlichen Klassen‘. In: Kahrs, H. (Hrsg.): Umkämpfter Sozialstaat. Ein Blick auf Klassenstrukturen und Transformationen. Berlin, S. 30–47.

Korsch, K. (1967): Karl Marx. Frankfurt a.M.

Kronauer, M. (2002): Exklusion. Frankfurt a.M.

Lindner, R. (2008): Unterschicht. Eine Gespensterdebatte. In: Lindner, R. (Hrsg.): Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der ‚Armen‘ in Geschichte und Gegenwart. Freiburg, S. 9–18.

Mannheim, K. (1964): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation. In: Mannheim, K.. (Hrsg.): Wissenssoziologie. Berlin. S. 81–154.

Mannheim, K. (1978): Das Problem der Generationen. In: Kohli, M. (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt/Neuwied, S. 33–53.

Mannheim, K. (1980): Strukturen des Denkens. Frankfurt a.M.

Marx, K. (1960) [1850]: Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850. In: Marx, K./ Engels, F.: Werke, 7. Berlin, S. 9–107.

Marx, K. (1960a) [1852]: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx, K./ Engels, F.: Werke, 8. Berlin, S. 111–207.

Marx, K. (1972) [1869]: Das Kapital, Band I. In: Marx, K./Engels F.: Werke, 23. Berlin.

Marx, K./Engels, F. (1977) [1848]: Manifest der Kommunistischen Partei. In: Marx, K./Engels, F. (Hrsg.): Werke, 4. Berlin, S. 459–493.

Mauke, M. (1970): Die Klassentheorie von Marx und Engels. Hamburg.

Meuser, M. (1999): Subjektive Perspektiven, habituelle Dispositionen und konjunktive Erfahrungen: Wissenssoziologie zwischen Schütz, Bourdieu und Mannheim. In: Hitzler, R./Reichertz, J./Schröer, N. (Hrsg.): Hermeneutische Wissensoziologie. Konstanz, S. 121–146.

Meuser, M. (2007): Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Wiesbaden, S. 209–224. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90741-3_10

Mückenberger, U. (1985): Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. Hat das Arbeitsrecht noch Zukunft? In: Zeitschrift für Sozialreform, 31. Jg., H. 7, S. 415–434/S. 457–475.

Nachtwey, O. (2016): Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Berlin.

Nentwig-Gesemann, I. (2007): Die Typenbildung der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Opladen, S. 277–302. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90741-3_13

Nohl, A.-M. (2005): Dokumentarische Interpretation narrativer Interviews. In: bildungsforschung, 2. Jg., H. 2. https://www.pedocs.de/volltexte/2014/4658/pdf/bf_2005_2_Nohl_Dokumentarische_Interpretation.pdf (31. Januar 2018)

Nohl, A.-M. (2006): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden.

Postone, M. (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx. Freiburg.

Rehbein, B. (2006): Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz.

Rehbein, B./Baumann, B./Costa, L./Fadaee, S./Kleiod, M./Kühn, T./Maciel, F./Maldonado, K./Myrczik, J./Schneickert, C./Schwark, E./Silva, A./Silva, E./Sommer, I./Souza, J./Visser, R. (2015): Reproduktion sozialer Ungleichheit in Deutschland. Konstanz.

Rehbein, B./Souza, J. (2014): Ungleichheit in kapitalistischen Gesellschaften. Weinheim.

Ritsert, J. (1988): Der Kampf um das Surplusprodukt: Einführung in den klassischen Klassenbegriff. Frankfurt a.M.

Sachweh, P. (2009): Deutungsmuster sozialer Ungleichheit. Wahrnehmung und Legitimation gesellschaftlicher Privilegierung und Benachteiligung. Frankfurt a.M.

Sachweh, P. (2013): Symbolische Grenzziehungen und subjektorientierte Sozialstrukturanalyse. In: Zeitschrift für Soziologie, 42. Jg., H. 1, S. 7–27.

Schneider, U. (2016): Kampf um die Armut. Von echten Nöten und neoliberalen Mythen. Frankfurt a.M.

Scholz, O. (2003): Fortschritt durch Bildung. http://www.b-republik.de/archiv/fortschritt-durch-bildung (15. November 2017).

Schütz, A,/Luckmann, T. (1979): Strukturen der Lebenswelt. Band 1. Frankfurt a.M.

Thompson, E.P. (1980a): Die englische Gesellschaft im 18. Jahrhundert: Klassenkampf ohne Klasse? In: Thompson, E.P. (Hrsg.): Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt a.M., S. 246–288.

Thompson, E.P. (1980b): Das Elend der Theorie. Zur Produktion geschichtlicher Erfahrung. Frankfurt a.M.

Thompson, E.P. (1987): Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. Frankfurt a.M.

Vester, M. (2009): Die Klassenkonzepte von Marx und Bourdieu. http://www.gesellschaft-und-visionen.de/PDF/Vortragsangtebote/Die%20 Klassenkonzepte.pdf (3.Februar 2018)

Vester, M. (2013): Zwischen Marx und Weber: praxelogische Klassenanalyse mit Bourdieu. In: Brake, A./Brenner, H./Lange-Vester, A. (Hrsg.): Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Weinheim, S. 130–195.

Vester, M./v. Oertzen, P./Geiling, H./Hermann, T./Müller, D. (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Frankfurt a.M.

Weller, W. (2005): Karl Mannheim und die dokumentarische Methodewell. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, H. 2. S. 2–312.